

Vorwort

Festschriften sind eine heikle Angelegenheit. Sie haben, Ausnahmen bestätigen das, einen schlechten Ruf. Deshalb konnte der deutsche Verfassungsrechtler Ingo von Münch in der *Neuen Juristischen Wochenschrift* 44/2000 eine kenntnisreiche Abhandlung nahe am Verriß veröffentlichen, bei der schon ihr Titel nichts Gutes verspricht: *Das Festschriftenwesen und -unwesen*.

Lässt man, das lehrt die Erfahrung, bei der Auswahl der Autoren und Beiträge nicht eine von amikaler Strenge flankierte Sachlichkeit walten, hat man schon verloren. Um das auszuschließen, sollte man darauf achten, dass Autoren nicht Texte und Themen zur Veröffentlichung anbieten, für die sie keine Zeitschrift gefunden haben oder die mit dem Geehrten nichts zu tun haben, weder als Person noch mit seinem Arbeitsgebiet. Auch sollte man vermeiden, nur Schüler, Kollegen und Freunde einzuladen.

Dass Festschriften eher bei Geehrten und Autoren als beim Publikum beliebt sind, hat noch einen Grund: das bollandistische Bedürfnis mancher Zeitgenossen. Dieses Bedürfnis mit dem kritischen in ein Spannungsverhältnis zu bringen, ist die Herausforderung für einen Herausgeber. Im Glücksfalle gehören beide in je unterschiedlicher Gewichtung zum Selbstverständnis von Autoren. Franz Schuh hat dafür eine Formel gefunden: Kritik mit Liebe ohne Sentimentalität. Es geht also einfach darum, sicherzustellen, dass Festschriften nicht zu geschwungenen Weihrauchfässern in Buchform werden. Die *Acta Sancti Francisci* lagen dem Herausgeber deshalb fern.

Gibt man also eine Festschrift heraus, geht es darum, diesem Format seine literarische, wissenschaftliche und berufsethische Glaubwürdigkeit wiederzugeben.

Da Franz Schuh schon öfters an Festschriften beteiligt war, kennt er die Fallen des Formats und ist wohl auch deshalb von Anfang an auf Äquidistanz zu Autoren und Herausgeber gegangen. Das musste nicht erst vereinbart werden, da ich Franz Schuh schon seit den frühen 1980er-Jahren kenne.

Zunächst lernte ich ihn über den *ÖH-Express* unter Walter M. Weiss kennen. Er veröffentlichte dort seine Essays, ich meine journalistischen Beiträge. Nach dessen Einstellung und der sofortigen Wiederauferstehung im *Falter*-Verlag wurde Schuh abermals Essayist der Studenten-Zeitschrift, die jetzt unter dem Namen *Der Neue Express* erschien, diesmal mit Walter Famler als Geschäftsführer, Reinhard Öhner als Fotografen und mir als Chefredakteur.

Was ich damit sagen will, ist, dass – wie schon bei Rudolf Burgers Festschrift – kein akademisches oder gar germanistisches Interesse für die Herausgabe des Buches und des parallel dazu erscheinenden Lesebuchs verantwortlich war, sondern ausschließlich die Absicht, im beschriebenen Sinne eine bewusste Geste der Reverenz zu setzen.

Die vorliegende Festschrift widmet sich Franz Schuh als Kritiker und Hegel-Interpreten, als Prosa-Autor und Lobredner, als Lyriker und Librettisten, als literarischen Doppelagenten und Seelsorger der Literaturen, als Objekt der Nostalgie und Objekt der Kritik, als Menschen mit Sinn fürs Gütige und mit Sehnsucht nach Musik, als passionierten und verkappten Hochschullehrer, als Lebensabschnittspartner, Wohnungsnachbar und Leidenskumpanen.

Das Buch enthält auch die Notenschrift der musikalischen Miniatur *Franz Schuh*, einer Komposition für Flügelhorn und Klavier/Cello/Kontrabass aus der Feder von Franz Koglmann, die anlässlich der Buchpräsentation in der Alten Schmiede uraufgeführt wird. Eine Reverenz Koglmanns an seinen Freund und Librettisten Schuh, Teil des Schwerpunktes „Franz Schuh und die geheime Liebe zur Musik“, der seinerseits eine Reverenz ist: an den Komponisten und Musiker Franz Koglmann, dessen 75. Geburtstag sich gleichfalls im Frühjahr 2022 jährt.

Mein Dank gilt den mit Feder, Pinsel oder Zeichenstift arbeitenden AutorInnen, die, wie alle übrigen Beteiligten, für Gottes Lohn ihre Beiträge zur Verfügung stellten, weiters der Alten Schmiede und Walter Famler sowie Dieter Bandhauer, der die zwei Publikationen zu Franz Schuhs 75er immer, auch in der Phase, als es zeitlich eng wurde, amikal, kreativ und reaktionsschnell förderte.

Bernhard Kraller

Konrad Paul Liessmann

Ein Philosoph des 19. Jahrhunderts

Denken lernen mit Franz Schuh

Im Kapitel „Josephinum“ seines Buches *Lachen und Sterben* denkt Franz Schuh darüber nach, wie rasch das Leben verrinnt. En passant streift er dabei auch religiöse Konzepte der Unsterblichkeit und verweist nebenbei darauf, wie „ein Philosoph des 19. Jahrhunderts“, Hegel, die Auferstehung interpretiert habe. Schuh begreift Hegels Reflexionen als eine „dialektische Theologie“, in der die Auferstehung durch den Tod hindurchgeht, aber das Negative, den Schmerz über den Tod darin aufbewahrt. Merkwürdig, wie Hegel bei Franz Schuh weiterlebt: Einer unter vielen, Vertreter einer vergangenen Epoche. Das Zitat und die Referenz sind bei Franz Schuh in der Regel Formen des Understatements. Atmen doch nahezu alle Texte von Franz Schuh den Geist einer sublimen Dialektik, die ohne Hegel nicht denkbar wäre. Und was die verflossenen Zeiten betrifft: Franz Schuh ist einer der wenigen, der die mittlerweile inkriminierte Form der Hegel'schen Dialektik nicht nur praktiziert, sondern auch ungeniert benennt: „Die Lebensaufgabe“, so können wir lesen, „ist dialektisch“. Warum die Präsenz eines Philosophen, den der Zeitgeist gerne ignoriert und der an den Universitäten kaum noch behandelt wird?

In meinen Erinnerungen gibt es eine unmittelbare Verbindung zwischen dem deutschen Meisterdenker und dem österreichischen Essayisten. Ich habe Franz Schuh Mitte der 70er-Jahre kennengelernt, über die Vermittlung eines gemeinsamen Freundes, des angehenden Schriftstellers Robert Menasse. Ich entsinne mich eines Treffens im Café Hawelka, ich war aufgeregt. Franz Schuh umgab schon damals die Aura einer geistigen Autorität, obwohl im akademischen Betrieb nie institutionell verankert, galt er als ungemein belesen, mit allen theoretischen Wassern gewaschen, scharfsinnig und originell in seinen Formulierungen, in einer erstaunlichen Äquidistanz zur akademischen Philosophie und den versprengten Resten der Studentenbewegung, deren Versuche, kritische Theorie

in revolutionäre Praxis zu verwandeln, kläglich gescheitert waren. Franz Schuh hörte aufmerksam zu, als ich an jenem Abend von meinem Dissertationsprojekt erzählte, das sich eben jenem ominösen Verhältnis von Theorie und Praxis widmen wollte. Ich kokettierte mit den Überlegungen des vergessenen Alfred Sohn-Rethel, nach denen die Grundelemente jeder Theorie, die Allgemeinbegriffe, nach dem Modell der ökonomisch und gesellschaftlich zentralen „Realabstraktion“ gebildet waren, dem Geld. Dass die Geburt der abendländischen Philosophie nicht zufällig zusammenfiel mit der Erfindung und Etablierung des Geldes, schien mir höchst einleuchtend. Franz Schuh verstrickte mich geschickt in ein Gespräch, in dem er mich mit Ideen und Ratschlägen versorgte, ohne mich zu düpiieren. Immerhin galt er als unbestrittener Experte in diesen Fragen, hatte er doch soeben einschlägig über *Hegel und die Logik der Praxis* promoviert. Schuh dürfte an dem Gespräch Gefallen gefunden haben, wie ich alsbald erfuhr, hatte ich, ohne es zu wissen, eine Art Aufnahmeprüfung bestanden, denn kurze Zeit später lud mich Franz Schuh ein, doch an seinem Arbeitskreis über Hegels *Wissenschaft der Logik* teilzunehmen. Im intellektuellen Wien dieser Tage kam solch eine Aufforderung einem philosophischen Ritterschlag gleich, wichtiger als die meisten Prüfungen an der Universität. Und dies hatte seine Gründe.

Arbeitskreise im Umfeld universitärer Einrichtungen waren mir nichts Neues. Dass wir uns ein Wissen, das die einem reaktionären bürgerlichen Wissenschaftsbegriff unterworfenen Universitäten nicht bieten wollten, selbst zu erarbeiten hatten, war vor allem in linken Kreisen allgemeiner Konsens. Ich hatte an zahlreichen Kapitalarbeitskreisen teilgenommen, in denen es nicht um Vermögensbildung, sondern um die Lektüre von Karl Marx' Hauptwerk ging, einen solchen schließlich selbst initiiert und geleitet. Aber das war nichts gewesen im Vergleich zu dem, was mich nun erwartete. Mit Franz Schuh Hegel zu lesen, war ein Erlebnis der besonderen Art. Schon die Wahl des Gegenstandes – Hegels *Große Logik* – galt als exzentrisch. Einerseits genoss Hegel als Ahnherr dialektischen Denkens eine große Reputation, andererseits war für linke Dogmatiker klar, dass Hegels Idealismus von Marx zureichend kritisiert

und in einen dialektischen Materialismus transformiert worden war. Wenn schon Hegel, dann musste er in diesem Sinne vom Kopf auf die Füße gestellt werden. Das war der hermeneutische Leitfaden, mit dem wir uns diesem Philosophen näherten. Das galt auch für jene offiziellen Lehrveranstaltungen, die sich in einer Großzügigkeit, die heute unvorstellbar erscheint, zentralen Werken dieses Denkers widmeten. Unvergesslich ein Seminar, das sich über fünf Semester hinzog und ausschließlich die genaue Lektüre von Hegels *Phänomenologie des Geistes* zum Gegenstand hatte. In der Zeit, die wir benötigten, um ein Buch zu lesen, nähern sich gegenwärtig die Studenten der Philosophie ihrem Bachelorabschluss. So rasant kann der Fortschritt sein.

Was Hegels *Logik* betraf, orientierten wir uns an dem Hinweis Lenins, den wir für einen maßgeblichen Denker hielten, dass diese nur insofern von Bedeutung sei, als sie etwas zum Verständnis der Marx'schen Begrifflichkeiten beitragen könne: „Man kann das *Kapital* von Marx und insbesondere das I. Kapitel nicht vollständig begreifen, ohne die ganze Logik von Hegel durchstudiert und begriffen zu haben.“ Einige Vertreter der unorthodoxen Frankfurter Schule verfolgten dieses Programm ebenfalls und sahen in Hegels *Logik* und der darin entfalteten Dialektik von Wesen und Erscheinung die begriffliche Vorarbeit, die es ihnen erlaubte, vor allem den vertrackten Begriff der Ware bei Marx zu verstehen, um damit den Kapitalismus aus den Angeln zu heben. Nicht alle kamen zu solch sublimen und pointierten Einsichten wie Hans-Jürgen Krahl, der früh verstorbene rebellische Schüler Adornos: „Die Hegel'sche Logik ist der Klassenkampf Gottes mit sich selbst.“

Derartige Überlegungen, die einmal diskursbestimmend gewesen waren, muten auf eigentümliche Weise antiquiert an. Dass man sich aktuell Hegels *Logik* fast spielerisch nähern kann und den Humor dieses monströsen Werkes entdeckt, hat etwas Befreiendes an sich. Auch Franz Schuhs kleiner, aber feiner Arbeitskreis kümmerte sich weder um Hegels Beitrag zum Verständnis von Marxens *Kapital* noch um ideologische Vorannahmen. Das war neu: Sich auf einen komplexen Text in einer Radikalität einzulassen, die vorab dem Verständnis und nicht der Einordnung, dem kritischen Mit- und Nach-

vollzug und nicht der Be- oder gar Verurteilung diene, war außergewöhnlich in einer Zeit, die es gewohnt war, die Triftigkeit von Gedanken nach der Klassenlage und politischen Positionierung der Autoren zu klassifizieren. Vielleicht trägt mich mein Gedächtnis: Aber seit diesem Arbeitskreis hat sich bei mir eine zunehmende Skepsis gegenüber allen Versuchen, Texte auf ihren Entstehungskontext und die Identitätslage ihrer Autoren zu reduzieren, bemerkbar gemacht. Immerhin war ich ein gebranntes Kind, das lange geglaubt hatte, auf die Lektüre von Friedrich Nietzsche verzichten zu können, da ihn Georg Lukács doch eindeutig als philosophischen Reaktionär, „Begründer des Irrationalismus der imperialistischen Periode“ und Wegbereiter der Zerstörung der Vernunft demaskiert hatte. Möglich, dass mich deshalb die rezenten identitätspolitischen Diskurse in der Philosophie gleichzeitig amüsieren und erschrecken: Sie demonstrieren Nietzsches These von der Wiederkehr des Gleichen. Nur die Vokabeln wurden ausgetauscht.

Ob ich an Franz Schuh damals schon eine gewisse Vorliebe für Nietzsche entdeckt haben konnte, kann ich nicht mehr mit Bestimmtheit sagen. Möglich wäre es. Dann hat er den Keim zu meiner späteren Auseinandersetzung mit Nietzsche gelegt. Franz Schuh hat aus seinem Faible für diesen umstrittenen Philosophen nie ein Hehl gemacht: „Mit Nietzsche hatte ich mich, ehrfürchtig, aber doch, identifiziert. Kritik an ihm ... nehme ich automatisch persönlich.“ Doch die dialektische Volte folgt sogleich: „Nietzsche ist mir, wie man sagt, immer noch alles, aber ich glaube schon, dass jeder Personalchef heute ein Nietzscheaner ist.“ Mit dieser saloppen Bemerkung distanziert sich Schuh nicht von Nietzsche; er nimmt aber dem subtil verachteten Personalchef auch nicht das Recht, sich ebenfalls als Nietzscheaner zu fühlen. Oder noch schlimmer: Jeder Personalchef ist ein Nietzscheaner, womöglich ohne es zu wissen. Spricht das nun für oder gegen Nietzsche? Das können wir ruhig offenlassen. Jedenfalls liegen bei solchen Pointen keine Missverständnisse oder exegetische Dummheiten vor. Aber alle Philosophen werfen einen Schatten, den die Ironie sanft konturiert. Das kann man von Franz Schuh lernen: Er ist einer der wenigen Intellektuellen, der Dichter und Denker respektvoll zitiert, nicht, um sich durch deren Thesen

oder Sätze zu bestätigen, sondern weil er nicht mit diesen übereinstimmt. So nennt er Odo Marquard einen „wertvollen“ Philosophen, weil dieser „im Grunde immer anders denkt“ als er selbst und er nichts mit ihm teilen muss, „schon gar keine Meinung“. Für Franz Schuh heißt philosophieren – im Gegensatz zu Immanuel Kant – nicht in Übereinstimmung mit sich und anderen, sondern im Diszens mit sich und anderen zu denken. An den Texten von Franz Schuh kann man erfahren, was es bedeutet, wenn man sich einmal in keiner Blase bewegt.

Doch zurück zu Hegels *Logik*. Zu lachen hatten wir seinerzeit bei unseren Bemühungen, diese zu verstehen, nicht viel. Die Rahmenbedingungen des Arbeitskreises waren rigide: Pünktlichkeit und Genauigkeit waren gefordert, die Diskussionsbeiträge wurden streng an den Erfordernissen der Sache gemessen und bewertet. Auf den Gedanken, zu bekunden, dass man sich bei der einen oder anderen Formulierung Hegels nicht wohl fühle und man deshalb nicht weiterlesen möchte, wäre kein Teilnehmer gekommen. Zu jeder Sitzung musste ein Protokoll angefertigt, eigenhändig vervielfältigt und an alle versandt werden. Von Franz Schuh wurde es stets überprüft und freundlich, aber bestimmt kommentiert. Die manchmal eher beiläufig geäußerte Bemerkung, dass eine Zusammenfassung ausgezeichnet gewesen sei, erfüllte die Protokollanten mit nicht gelindem Stolz. Wie im Detail die Auseinandersetzung mit diesem schwierigen Werk verlaufen war, ist mir nicht mehr gewärtig. Möglich, dass in verräumten und vergessenen Kartons, die Dokumente aus jener Zeit enthalten, auch die von mir verfassten Protokolle lagern.

Wie weit wir bei der gemeinsamen Lektüre von Hegels *Logik* gekommen waren, lässt sich kaum noch rekonstruieren. Die Annotationen in meinem Handexemplar zeigen, dass wir zumindest die ersten Abschnitte genau durchgearbeitet hatten. Hegels Reflexion des „Anfangs“ muss uns, wie meine Unterstreichungen zeigen, besonders fasziniert haben, wollten wir doch alle mit einer großen Sache beginnen. Und die Grundsituation allen Anfangs ist folgende: „Es ist noch nichts, und es soll etwas werden.“ Das ist die einfache logische Struktur des Anfangs. Denn wenn etwas da ist, muss es angefangen

haben und der Anfang wäre vorbei; wenn aber wirklich das reine Nichts wäre, wollte offensichtlich niemand etwas anfangen und es gäbe keinen Anfang. Man kann nicht mit dem Nichts anfangen, man kann aber auch nicht damit anfangen, dass schon etwas ist. Der Begriff „Anfang“ beginnt im Hegel'schen Sinn zu arbeiten: „Der Anfang ist nicht das reine Nichts, sondern ein Nichts, von dem Etwas ausgehen soll; das Sein ist also auch schon im Anfang enthalten. Der Anfang enthält also beides: Sein und Nichts; ist die Einheit von Sein und Nichts, – oder ist Nichtsein, das zugleich Sein, und Sein, das zugleich Nichtsein ist.“

Man könnte dies auch so formulieren: Schon in der Idee eines Anfangs zeigt sich die Einheit von Sein und Nichts, von Leere und Fülle, die zu einer Denkbewegung nötigt. Ohne es strikt nachweisen zu können, behaupte ich, dass im Denken und Schreiben von Franz Schuh diese Einheit von Leere und Fülle und deren dialektische Umschläge allgegenwärtig sind. Noch in der ephemeren und sinnentleerten Phrase oder Geste erkennt Schuh die Signaturen einer Epoche, noch in der inhaltsschwersten und mit Fußnoten vollgestopften Abhandlung die Leere und Flachheit einer Theorie. „Von Hegel“, heißt es an einer Stelle bei Franz Schuh, „stammt der Anspruch an die Philosophie, sie habe ihre Zeit auf den Begriff zu bringen“. Wer sich danach eine vollmundige Diagnose der Gegenwart à la „Erlebnisgesellschaft“ oder „Gesellschaft der Singularitäten“ erwartet, wird enttäuscht sein. Denn der Gedankengang setzt sich wie folgt fort: „[Harald] Schmidt war nun einer, der seine Zeit, nämlich die Hochzeit des entsolidarisierenden Neoliberalismus, auf der Bühne und fürs Fernsehen verkörperte.“ Der Kurzschluss zwischen Hegels anspruchsvoller These und der Late-Night-Show eines Entertainers könnte gewagter nicht sein. Und dennoch: In der Figur des Komikers entblößt sich die Zeit, und diese selbst stellt nicht mehr dar, als der Komiker auf die Bühne oder ins Studio bringen kann. Kein Wunder, dass diese Reflexionen in die Behauptung münden, „Harald Schmidt wäre ein Philosoph“. Das ist weniger eine Provokation als eine Pointe, von der man nicht weiß, ob sie den Entertainer oder die Philosophie nobilitiert. Dabei wäre Schuh der letzte, der die Anstrengungen des Denkens und die Arbeit des Begriffs missachte-

te. Aber diese haben sich an jenen Niederungen des Daseins zu entfalten, die jederzeit in Höhepunkte des Erkennens umschlagen können.

In solchen scharfsinnigen Beobachtungen schimmert ein Hegel'sches Motiv durch: der Versuch, an der Einheit von Begriff und Wirklichkeit festzuhalten. Das Pathos des berühmten Diktums aus Hegels Vorrede zu seiner *Rechtsphilosophie*, nach dem das Vernünftige wirklich und das Wirkliche vernünftig sei, hat Franz Schuh in unnachahmlicher Manier ironisch gewendet und damit implizit bestätigt. Nicht in den großen Strukturen, die Soziologen bis heute dazu verführen, eine Gesellschaft nach bestimmten Merkmalen, die meist ihrer eigenen Lebenswelt entstammen, zu entwerfen, sondern in den vermeintlichen Banalitäten des Alltags, in den Zumutungen des Trivialen, in den Absonderlichkeiten der Medienwelten sucht und findet Franz Schuh die Spuren einer Wirklichkeit, die er mühelos zitieren und auf den Begriff bringen kann. Ohne mit der Wimper zu zucken, konnte Franz Schuh anlässlich der Fußball-Europameisterschaft des Jahres 2008, die in der Schweiz und in Österreich ausgetragen wurde, in einem Radiogespräch sagen: „Fußball ist Bewegungsglück.“ Die Schönheit des Spiels bestehe darin, gegen die Versuche der gegnerischen Mannschaft, jeden Spielzug zu behindern, einen solchen durchzusetzen. Damit wird Fußball zu einem Symbol für den „Lebenskampf“. Als ich das hörte, musste ich an die Zeit unseres Arbeitskreises denken, in der wir nicht nur Hegel lasen, sondern auch Fußball spielten. Eine bunt zusammengewürfelte Hobby-Mannschaft aus Schriftstellern, Intellektuellen und Künstlern suchte ihr Glück im Kampf gegen andere Amateure. Und Franz Schuh, ein schlaksiger junger Mann, gehörte dazu. Robert Menasse, der, obwohl er laut eigener Aussage nicht das Talent seines Vaters, des österreichischen Nationalspielers Hans Menasse geerbt hatte, einer unserer Hoffnungsträger war, kann sich noch genau an die Szene erinnern, in der Franz Schuh seine Bereitschaft mitzuspielen bekundete, aber, auf seine große schwarze Brille verweisend, sagte: „Köpfeln werde ich nicht können.“ Für einen Kopfmenschen eine bemerkenswerte Aussage! Das Schicksal unserer Geistesmannschaft war besiegelt, als wir gegen eine Auswahl kickender Friseure mit 0:11

verloren. Es blieb uns, um im Bild zu bleiben, letztlich doch nur das Köpfeln. Und die Spiele im Fernsehen.

Im Zusammenhang mit der Europameisterschaft hatte Franz Schuh sarkastisch angemerkt, dass seine Vorliebe für deutsche Mannschaften einfach daher rührte, dass er der Übermacht der deutschen Fernsehsender, die fast nur Spiele deutscher Mannschaften übertragen, hilflos ausgeliefert sei. Das gibt die Gelegenheit, auf eine ihrerseits höchst prekäre Dialektik zu verweisen: auf das Oszillieren der Television zwischen Realität und Fiktion. Damals hatten wir begonnen, im Sinne einer kritischen Medientheorie über das Fernsehen nachzudenken. Ich war ein Anhänger der These von Günther Anders, nach der das Fernsehen keine Abbilder der Wirklichkeit produziere, sondern Phantome, und dass die Versatzstücke der Wirklichkeit, die dabei verwendet werden, in Summe eine Unwahrheit darstellen: „Das Ganze ist die Lüge; erst das Ganze.“ Franz Schuh, so will es die Fama, machte bei einem Besuch Günther Anders auf eine Unstimmigkeit in dessen Medientheorie aufmerksam, denn trotz seiner vernichtenden Fernsehkritik hatte Anders den TV-Berichten über den Vietnamkrieg und der TV-Serie *Holocaust* aufklärerisches politisches Potential zugeschrieben. Anders ließ sich auf eine Diskussion darüber erst gar nicht ein, sondern warf Franz Schuh aus seiner Wohnung. Anders, den Schuh gerne und immer wieder zitiert, war kein Dialektiker, sondern Phänomenologe. Er duldet keinen Widerspruch. Als ich selbst Günther Anders kennenlernte, hütete ich mich, diesem scharfsinnigen und unbeugsamen Denker zu widersprechen. Ich durfte bleiben.

Denken und Leben sind bei Franz Schuh nicht getrennt. Das prägt seinen Begriff von Philosophie. Die Logik der Praxis hat sich jedoch von Hegel emanzipiert und findet sich in allen Facetten des Daseins: „Die Philosophie gehört in dieser rationalisierten Welt zu den letzten Disziplinen, die man nur sachgerecht ausüben kann, wenn man sie, auf welche Weise auch immer, in der eigenen Existenz verankert.“ Dies ist, nebenbei, ein sanfter Seitenhieb auf einen akademischen Begriff von Philosophie, der das sachgerechte Ausüben dieser Wissenschaft am Impact-Faktor der Journale misst, in denen man publiziert. Das bedeutet nicht, dass man solche Aufsätze nicht mit

Gewinn und Genuss lesen kann, und Franz Schuh mag so mancher akademischen Verschrobenheit mit Sympathie gegenüberstehen. Doch die Behauptung, dass sich Philosophie als wissenschaftliche Disziplin nur angemessen betreiben lässt, wenn sie mit den Fragen der eigenen Existenz zu tun hat, geht darüber weit hinaus. Sie holt die Philosophie in das Leben zurück und misst sie an diesem. Dies erinnert von Ferne an einen Vorbehalt, den Friedrich Nietzsche einmal gegenüber der Philosophie, wie sie an den Hohen Schulen ausgeübt wird, geäußert hat: „Die einzige Kritik einer Philosophie, die möglich ist und die auch etwas beweist, nämlich zu versuchen, ob man nach ihr leben könne, ist nie auf Universitäten gelehrt worden.“ Friedrich Nietzsche war ein Philosoph des 19. Jahrhunderts. Ob man nach einer, gar seiner Philosophie leben kann, wollen wir nicht so genau wissen. Uns genügt es, Franz Schuh zu lesen.